

Nr. 198. Bromberg, den 30. August 1931.

Altaich.

Eine heitere Sommergeschichte.
Von Ludwig Thoma.

(19. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Schnaase dachte nicht daran. Er beugte sich lächelnd vor.

„Wo hat Sie nu Walewski gekniffen? Hier . . . oder hier?"

„Mein Herr!"

„Aber liebes Kind!"

„Ich finde, Sie werden keck."

„Oder hier . . .kff!"

„Es ist schrecklich," sagte Mizzi Spera ganz unvermittelt, „ich habe hier zwei Pfund zugenommen."

„Aber so was Reizendes kann doch gar nich genug zunehmen!"

„Eigentlich einunddreiviertel Pfund," verbesserte sich die Künstlerin. „Man hat hier keine Bewegung, keinen Sport. Wenn ich meinen gewohnten Morgenritt machen könnte..."

„Im Tiergarten? Was? Aber nächstes Jahr müssen Sie unbedingt an die See! Und passen Sie mal Obacht! Wir treffen uns in Zoppot . . ."

„Vielleicht . . ." sagte Mizzi lächelnd.

„Nee! Todsicher! Die Sache wird gemacht!"

Und wieder sprang Schnaase auf und wurde stürmischer als vorher. Seine Küsse auf Hand und Arme folgten sich schneller und wurden von Wonnelauten begleitet.

Er hatte wirklich mehr Erfolg, als der Fürst Walewski. Kein strenges Wort scheuchte ihn zurück.

Allerdings, man saß nicht im Kaiserhof in zahlreicher Gesellschaft, sondern in einer stillen Wohnstube.

In Schützingers Brust stritt sich leises Unbehagen mit dem anerkennenden Staunen über so viel Mut und Festigkeit im Umgange mit Damen. Wie er so neben Erfolg und Glück mit verlegener Miene da saß, kam es ihm zum Bewußtsein, daß er eigentlich zeitlebens daneben gesessen war, und ein bitterer Ernst verdüsterte sein Gesicht.

Aber nun kam die Hallbergerin mit Kaffee und Kuchen zurück.

Schnaase mußte ruhig auf dem Kanapee sitzen, und man war wieder im Banne gesellschaftlicher Vornehmheit.

„Ihr verehrtes Fräulein Tochter erzählte uns eben so interessant von ihren Studien," log der gewandte Großstädter. „Ich muß sagen, ich bewundere nu erst recht ihr Künstlertum, nachdem mir 'n Einblick vergönnt war in die kolossale Energie . . . in das rastlose Schaffen, das dazu notwendig ist . . ."

„I woaß überhaupts net, wia si dös Madl alles a so mirka ko! Wia s' dös erstmal auftret'n is in Minga, i hab g'rad a so g'schaugt. Is scho wahr! Jetzt i hätt dös nia z'sammbracht. I hab' mi scho hart to, wenn i in da Schul a G'setzl hab auswendi lerna müass'n . . ."

Schnaase nickte beistimmend und schob ein Stück Torte in den Mund.

„Sagen Sie mal . . . Sie müssen mir die Indiskretion verzeihen, Gnädigste, . . . sagen Sie mal, verehrte Frau Hallberjer, wie kam das nu eigentlich, daß 'n solches Talent in dieser Zurückgezogenheit erblühen konnte?"

Mizzi Spera wollte abwehren.

Aber da wurde Schnaase eifrig.

„Ich muß dringend um Entschuldigung bitten, Gnädigste, aber so 'n bißchen was von Ihrem Werdegang zu erfahren, is 'n Genuß, den Sie uns nich verkümmern dürfen. Nich wahr, Herr Kanzleirat?"

„Jawohl," sagte Schützinger etwas zu trocken.

Die Hallbergerin, in so dringender Weise aufgefordert, ihr Lieblingsgespräch zu beginnen, war nicht mehr im Zaume zu halten.

Das sah Mizzi ein und deswegen ließ sie ihre Mutter gewähren.

„Wia dös ganga is, daß ihra Talent aufkemma is? O mei! Wissen S', dös Madl hat ihrer Lebtag den Drang in ihr g'habt. Und mit die Büacha is sie überhaupts ganz narrisch g'wen . . . was sagst d'?"

„Du sollst dich doch nicht so ausdrücken, Mama!"

„Ja so . . . i muaß halt mei Sach sag'n, wia'r i ko, schau! Und de Herrn wer'n mi scho entschuldinga. Also wia sie z'ruckkomma is vom Institut, bei de englisch'n Freilein in Piebing is s' g'wen, weil i g'sagt hab, sie soll a Bildung kriag'n, obwohl mei Mo . . . no ja, es hat a jed's seine Ansicht'n . . . also wia sie von den englisch'n Freilein hoam kemma is, da hat's an ganz'n Tag g'les'n und is oft ganz tramhappet g'wen . . ."

„Aber Mama!" flehte Mizzi.

„No ja . . . ma sagt halt a so. Dös hoaßt, sie is g'wen, als wenn s' traamet. Was machst d' denn für a traurige Papp'n? hab' i s' oft g'fragt, und nacha hat sie g'sagt, daß der betreffende Liabhaba in dem Büachl g'storb'n is, oder ihr is was passiert, net da Marie, sondern dem betreffenden Liabhaba seina Braut oda Geliebten. No, und nacha is sie auf Minga nei, d' Marie, verstengan S', weil ihra Drang aawei größer wor'n is, und da hät sie Leut an da Seit'n g'habt, de wo ihra Begabung bessa kennt hamm als mir... freili, weil ja unseroans mit de Sach'n eigentli nia was z' toa g'habt hat, und diese betreffenden Leut hamm s' nacha so weit bracht, daß s' auftret'n is . . ."

„In München?" fragte Schnaase mit geheuchelter Teilnahme.

„Freili. In so an Künstlakawaräh. I war drin, wia sie 's erstemal auftret'n is . . . Dös war schö! Wia s' ihra Gedicht aufg'sagt hat . . . Kannst ás nimma, Marie?"

„Ich werde das alte Zeug noch können!"

„Is aber schad, weil's so lusti g'wen is, und d' Leut hamm klatscht und g'schrean, und a Herr hat zu mir g'sagt, daß sie geboren is zu dera Kunst, und durch dös is sie halt dabei blieb'n . . ."

„Gott sei Dank!" rief Schnaase. „Wir haben allen Grund, verehrte Frau Hallberjer, Ihnen dankbar zu sein, daß Sie unserer Mizzi Spera die Wege geebnet haben . . ."

„Gel? Sag'n Sie's aa? Aba segh'n S', hier gibt's so Leut, de si g'äußert hamm, weil d' Marie zum Theata ganga is . . ."

„Laß sie doch!" sagte die Diva.

„Ma sagt bloß, weil de feine Herrschaft'n vui mehra Vaständnis hamm als wia de g'scheert'n Depp'n, de Altaicher Büffi. Is ja wahr! Wia kinnan denn de übahaupts mitred'n? De hamm ja ihra Lebtag no koa Kawaräh g'sehg'n! Aba g'schimpft werd. Natürli, wenn 's nach dena ganga waar, hätt' d' Marie dahoam hocka müass'n, bis amal Gnad'n da Herr Schuasta oder da Herr Nagelschmied ihr an Antrag g'macht hätt' . . ."

„Die Idee berührt einen komisch . . . Mizzi Spera und so n' Altaicher Schuhmachermeister . . ."

„Ja, aber dös glauben S' net, was i da für Kämpf' g'habt hak' und no hab' . . . denn mei Mann, wissen S' . . . no ja . . er is tüchtig in sein G'schäft, aber da is nix z' richt'n mit eahm. Und alleweil voll Zorn geht er umanand . ."

„Das interessiert uns aber doch wirklich nicht," sagte Mizzi und warf wieder einen fürchterlichen Blick auf die gesprächige Hallbergerin.

„Ma sagt bloß, weil 'n d' Leut' aufhetz'n. Und gar so oafach is net, dös muaß i dir scho sag'n. Es is ja oft a so, als wenn er mit der ganz'n Welt s' raffa o'fanga möcht und dreischlag'n . . ."

„Schenk den Herren lieber Kaffee nach, als daß du solche Familiengeschichten erzählst," unterbrach sie die Tochter, die ernstlich böse wurde.

„Ja so . . . dös hätt' i bald vergess'n . . ."

„Nee, danke wirklich . . . verehrteste Frau Hallberjer . . ."

Auch Schützinger wehrte ab.

Die Erwähnung des grimmigen Schlossermeisters hatte ihm Unbehagen verursacht.

Er warf einen Blick auf die alten Hallberger, die jetzt noch drohender auf ihn herunterschauten. Ihre Gesichter erschienen ihm röter, und jeder sah so aus, als ob er sich nichts daraus machte, einen frivolen Eindringling, und wenn er zehnmal Kanzleirat im Ministerium des Innern wäre, recht windelweich herzuschlagen und rücksichtslos über die Stiege hinunterzuwerfen.

Wenn der Nachkomme die Anlage von den wütenden alten Herren geerbt hatte, dann war von seiner Rückkehr das Schlimmste zu befürchten.

Das Frauenzimmer da versicherte freilich, daß er abends mit dem letzten Zuge heimkommen werde; aber waren nicht Zufälle möglich? Konnte er mit seinem Geschäfte nicht früher fertig geworden sein und jetzt schon die Kirchgassse heraufeilen?

Eine peinigende Unruhe befiel den würdigen Mann, und er sah sich der Möglichkeit eines Skandales ausgesetzt. Hastig stand er auf.

„Ich muß jetzt gehen", sagte er. „Entschuldigen die Damen vielmals, aber . . ."

„Meine Zeit is leider auch um. Wenn ich 'ne Ahnung gehabt hätte, daß mich hier das Glück mit unserer verehrten Mizzi Spera zusammenführen werde, hätte ich mir selbstverständlich den Nachmittag freigehalten. Heißen Dank, verehrte Frau Hallberjer, es war sehr, sehr schön, und gestatten, Gnädigste, daß ich der Hoffnung Ausdruck verleihe, daß ich Sie recht bald wiedersehen darf . . ."

Die Künstlerin erlaubte hoheitsvoll, daß ihr Herr Schnaase mehrmals die Hand küßte.

Sie war innerlich wütend über Mama, die mit ihren dämlichen Redensarten die Stimmung getrübt hatte, und sie hatte wirklich Mühe, ihre Haltung zu bewahren. Sie wies die Hallbergerin, die auch die Gäste hinausbegleiten wollte, mit dolchartigen Blicken zurück und ging allein bis zur Treppe.

Schützinger eilte die Stufen hinunter; er sehnte sich von unziemlichen Abenteuern und Gefahren weg nach frischer Luft und sah sich nicht mehr nach Schnaase um, der noch etwas länger bei Mizzi Spera verweilte und flüsternd mit ihr Verabredungen traf.

Er atmete auf, als er wieder vor der Kirche stand und sich vergewissert hatte, daß kein wutentbrannter Schlossermeister die Gasse heraufstürmte. Er wäre noch froher gewesen, wenn er Xaver gesehen hätte, der in der Werkstatt eine biegsame Vorhangstange durch die Luft pfeifen ließ und vor sich hinbrummte: „Eigentli sollt ma de alt'n Schöpf'n g'hört umanand lass'n . . . ziahget dös G'schoß gar de alt'n Böck eina, weil da Moasta net dahoam is! I vertreibet eahna schon 's Speanzeln . . ."

Schnaase eilte hinter Schützinger her und rief: „Hallo, Herr Kanzleirat! Immer sachte!"

Als er ihn eingeholt hatte, zwinkerte er vielsagend mit den Augen.

„Was is denn los, daß Sie mit einemmal wegliefen, als wenn Sie das Donnerwetter regierte? Ich mußte doch noch 'n Rangdewuh deichseln . . ."

„Ich sag' Ihnen aufrichtig, mir hat die G'schicht' nicht mehr paßt. Man könnte da in Situationen geraten . . ."

„Erlauben Sie mal, was heißen Se Situation? Sie haben mit mir und in meiner Gesellschaft und auf meine Veranlassung einer zufällig hier weilenden Künstlerin im Beisein ihrer Frau Mutter 'ne Anstandsvisite gemacht. Wo ist da die Situation?"

„Allerdings, wenn man die Sache von dieser Seite betrachtet . . ."

„Betrachten Sie sie und sagen Sie ruhig, die Initiative ging von Gustav Schnaase aus Berlin, Hedemannstraße siebenundzwanzig aus . . . übrigens mache ich Ihnen den Vorschlag, wir kehren um und gehen um den Berg rum. Dann kommen wir von der anderen Seite heim . . ."

Schützinger war damit einverstanden.

Er hatte wieder mehr Sicherheit gewonnen; und als sie am Hallbergerhause vorbeikamen und die Künstlerin zufällig am Fenster stand und ihren Gruß erwiderte, setzte er sogar zu einem frivolen Lächeln an.

„Herr Schnaase bemerkten vorhin was von einem Rangewuh?"

„Bst! Diskretion Ehrensache! Ich kann mich doch darauf verlassen, verehrter Herr Kanzleirat, daß Sie nich 'n Ton . . .?"

„Selbstverständlich! Aber is es so weit . . .?"

„Möglich . . . möglich auch nich! Sie dürfen es mir nich verübeln, daß ich die erste Kavalierspflicht befolge . . ."

„Natürlich net! Ich ehre Ihren Standpunkt durchaus. Ich meine nur, wissen Sie, ich hab' eigentlich nicht den Eindruck, daß die Dame . . . ah . . . wie soll ich sagen? . . . daß die Dame da entgegenkommt . . ."

Schnaase lächelte.

„Haben Se nich den Eindruck?"

„Aufrichtig g'sagt, nein. Zum Beispiel, was sie da erzählt hat von dem Fürsten in dem Café. Das läßt doch gewisse Schlüsse zu . . ."

„Das läßt zunächst mal den Schluß zu, daß uns das gute Mächen was vorpinnen wollte. Das war kalter Aufschnitt."

„Sie kann natürlich übertrieben haben, aber direkt erfunden scheint es mir nicht zu sein . . ."

„Nich?"

Schnaase blieb stehen und legte die Hand auf die Schulter seines Begleiters und blickte ihm tief in die Augen.

„Lieber, guter Herr Kanzleirat, das Leben is nich ganz so, wie Sie sichs vorstellen, und das große Leben, wissen Se, das is nu schon ganz anders . . ."

„Ja, natürlich in Berlin erlebt man wahrscheinlich mehr . . ."

„Erlebt man ooch. Das kann ich Ihnen versichern . . . Aber Sie, nehmen Se mir das harte Wort nich übel, scheinen mir in solchen Affären nich gerade die größte Erfahrung zu haben . . ."

„Das will ich net g'rad sagen . . ."

„Nanu!"

„Ich hab' zum Beispiel seinerzeit in München eine Schauspielerin gekannt, das heißt, sie war eigentlich nicht beim Theater, sondern bei einer Singspieltruppe als Tirolerin; eine sehr pikante Erscheinung, sehr üppig, wissen Sie. No ja . . . da hat man ja auch seinen Teil erlebt . . ."

„Ei wei Backe! Üppig sagen Sie?"

„Auffallend sogar. Ja . . . und in der Westendhalle, die jetzt nicht mehr existiert, war eine Coupletsängerin aus Wien. Die war anerkannt fesch . . ."

„Hören Sie mal! Das hätte ich Ihnen nun gar nich zugetraut. Denn aufrichtig gestanden, wie Sie heute so da saßen, wie 'n Topp voll Meise, da sahen Sie nich gerade aus wie 'n Dong Schuang . . ."

„Die Sache is doch von Ihnen ausgegangen . . ."

„Ging se auch; aber Sie konnten doch so 'n bißchen akkompanjieren . . ."

„Ich weiß net. Da hab' ich so eine gewisse Abneigung dagegen in Gegenwart von andern, und dann dürfen Herr

Schnaase auch nicht vergessen, daß ich gewisse Rücksichten nehmen muß . . ."

„Das ist ja, was ich sage. Sie leiden an Hemmungen, verehrter Herr Kanzleirat . . ."

Unter diesen Gesprächen erreichten sie den Marktplatz. Schützinger konnte noch einmal die Gewandtheit des Großstädters bewundern, der seiner Frau erzählte, daß er auf dem erquickenden Spaziergange seine starken Kongestionen reineweg verloren habe.

(Fortsetzung folgt.)

Das farbige Danzig.

Von Dr. Ing. Hermann Phleps,
Professor an der Technischen Hochschule zu Danzig.

dp. Es ist nun einmal so, daß Danzig in manchen Dingen, wie z. B. in Fragen neuzeitlicher Kunstbestrebungen, die Rolle eines Aschenputtels spielen muß. So wird derzeit so viel von den bunten Fassadenanstrichen gesprochen, mit denen z. B. Bruno Taut die Straßen Magdeburgs belebte. In Danzig ist man schon seit 25 Jahren, seit der Errichtung der Technischen Hochschule daran gegangen, den nordisch trüben Himmel durch ein den Häusern aufgemaltes lustiges Farbenkleid vergessen machen zu lassen. Dem von auswärts Kommenden ergeht es heute in Danzig wie dem vielgereisten Archibald, der, als er im Jahre 1817 Nürnberg besuchte, angenehm enttäuscht war, anstatt eines „räucherigen Steinklumpens" Straßenbilder genießen zu dürfen, denen durch einen farbigen Anstrich ein freundliches und munteres Ansehen gegeben worden war. Wie wohltuend wird man überrascht, wenn man heute Danzig durchwandert und so häufig von in Rot, Gelb, Blau oder Grau-Weiß prangenden Häusern begrüßt wird. Wir wähnen, als ob sich auf einmal Sonnenstrahlen nach den schmalen Gassen zu Weg gebahnt hätten. Und was besonders hervorgehoben werden muß, die so oft gepriesene Romantik, die alten Städtebildern anhaftet, erleidet durch solche Auffrischungen gar keine Einbuße. Im Gegenteil, unsere Phantasie wird in viel lebhafterer Weise angeregt, das aufgenommene Bild lebendig verarbeiten zu können. Auch dem Binnenhafen geben die sich keck im Wasser spielenden und zwischen Masten durchblinzelnden bunten Fassaden ein freudestrahlendes Ansehen. Wie würde Eichendorff dieses neue Antlitz Danzigs besungen haben, der uns über seine Giebelreihen so schöne Verse hinterlassen hat?

Dadurch, daß Danzig 25 Jahre Zeit hatte, sich mit farbigen Fassadenanstrichen zu versuchen, hat es Gelegenheit gefunden, die Schlacken, die einigen ähnlichen Unternehmungen im Reich jetzt noch anhaften, abzustoßen. Während man am Anfang noch etwas spielerisch, ja vielleicht auch zu kleinlich in den Ausdrucksmitteln war, ist man jetzt in die Geheimnisse der Farbe näher eingedrungen und, zum Stolze Danzigs muß es gesagt werden, versteht es jetzt, mit den einfachsten Mitteln Gutes zu schaffen. Ohne Rücksicht auf die Eigenfarbe des Werkstoffes überzieht die Farbe den Haustein, den Backstein und den Putz. Das einzige, dem man noch Achtung erweist, ist die Form, deren Sprache man sich, wenn sie gut ist, ehrfürchtig anzupassen versucht, handelt es sich aber um geschmacklose Formen des 19. Jahrhunderts, solche Häßlichkeiten wegzutäuschen trachtet. Ich höre tadeln: wie kann man aber an historischen Architekturen, die doch in Danzig in so reichem Maße auftreten, wie kaum anderwärts, solche Grausamkeiten verüben? Nun, dem ist zu erwidern, daß die Fassadenanstriche hier gar nichts Neues bedeuten, sondern daß Danzig von seiner Gründung angefangen bis zu dem Beginn des 19. Jahrhunderts ein stets farbenfreudiges Antlitz zur Schau getragen hat. Schon von dem höchsten Kleinod der Stadt, der im Backsteinrohbau errichteten Marienkirche, berichtet die Chronik vom Jahre 1446, daß der Meister Steffens, der die Südgiebel ausmauerte, für diese seine Arbeit und für das „Aufrichten der Südseite mit roter Farbe" 180 Mark und ein Rocklaken (Tuch zu einem Rock) erhielt. Aber auch im 16. Jahrhundert sehen wir Danziger Fassaden in derselben Fülle bunter Farben prangen, wie sie bisher die Kunstgeschichte bloß in Süddeutschland beachtete. So war das in reichen Formen der deutschen Renaissance erbaute sogenannte Englische Haus an seinen hausteinernen Pilastern und Gesimsen mit schwarzem Anstrich, an seinen geputzten Fluchten mit blauweißen Sgraffiten geziert. Den gotischen Giebel des Schöffenhauses, rechts neben dem Artushof, schmückte u. a. ein in der Spätrenaissance aufgemalter springender Reiter in verwandter Darstellung wie am „Haus des Ritters" in Schaffhausen, von dem Sandrat in seiner „Teutschen Akademie" berichtet, daß die Schaffhausener Angst gehabt hätten, vor diesem Hause vorbeizugehen, weil sie fürchteten, das Pferd springe ihnen auf den Kopf. Aber gar das 17. Jahrhundert, aus dessen Anfang Anton Möller in seinem das Rathaus schmückenden „Zinsgroschen" uns ein getreuliches Abbild des farbigen Langenmarktes überlieferte, drängt uns erst recht zu Vergleichen mit Süddeutschland. Man darf dieses Stück neben den ebenfalls farbigen Marienplatz in München stellen, von dem die Zunftstube des dortigen Nationalmuseums ein getreuliches Abbild aus einer nur um weniges jüngeren Zeit als das vorige behütet. Auch Merian kann es nicht unterlassen, von Danzigs Langgasse zu erwähnen, daß sie auswendig mit Farbe und Gold bemalt war. Aus dem 18. Jahrhundert zwingt uns das Schloß in Oliva, die ehemalige Zisterzienserabtei, dazu, es neben das fürstbischöfliche Schloß in Bruchsal zu stellen. Beide tragen an ihren Schauseiten die Farben Rot, Gelb mit Weiß und Grau. Wollen wir den berühmtesten Danziger Künstler jener Tage zu Rate ziehen, so gibt uns auch er gewissenhafte Antwort über diese Fragen. So erwähnt Chodowiecki in seinem Tagebuch von 1773, daß die Danziger Häuser „alle eigentümlich farbig" angestrichen seien. Ja sogar in technischen Dingen kann uns Danzig aus alten Tagen einiges übermitteln, wie in einem Farbenrezept, das ein in der Stadtbibliothek aufbewahrtes Tagebuch aus dem 17. Jahrhundert birgt, und das Leinöl und Eisenvitriol als Bindemittel angibt. Zuletzt erzählt uns die schriftliche Überlieferung von Zunftangelegenheiten, wie über einen von 1615 bis 1718 dauernden Zunftstreit zwischen den Malern und Maurern, wer von beiden befugt sein sollte, den Anstrich der Hausfronten auszuführen usw. usw.

So möchte man in dem heutigen farbenglänzenden Danzig das Festhalten am alten Erbe herauslesen und zugleich mitfühlen, wie wohltuend ein farbenfreudiges Straßen- und Platzbild ein durch harten Kampf geprüftes Gemüt zu beeinflussen vermag.

Schmetterlinge schmecken mit den Füßen.

Interessante Versuche über den Geschmackssinn niederer Tiere. — Auch der Fisch kann riechen.

Von Wilhelm Ackermann.

Der Geschmackssinn des Menschen unterscheidet bekanntlich vier Eigenschaften: süß, sauer, salzig und bitter. Mittels Kombination aus diesen werden alle übrigen Geschmackswahrnehmungen gebildet, während weitere Eigenheiten der einzelnen Speisen und Getränke uns mit Hilfe der Mundschleimhäute vermittelt werden. Geschmacks- und der mit ihm eng verbundene Geruchsinn sind bei den meisten Menschen recht hoch entwickelt. Wie steht es aber damit bei den Tieren, vor allem denen, die den sogenannten niederen Klassen angehören? Gerade hinsichtlich der letzteren sind in der letzten Zeit recht interessante Versuche angestellt worden, die zum Teil überraschende Aufschlüsse ergeben haben.

Worauf können derartige Versuche sich erstrecken? Einmal läßt sich prüfen, ob das Tier die oben genannten vier Grundeigenschaften des menschlichen Geschmacks gleichfalls zu unterscheiden vermag, ferner, bis zu welcher Verdünnung eine etwaige Unterscheidung noch erfolgt, und endlich, an welche Sinneswerkzeuge der Geschmack bei ihm gebunden ist.

Allen derartigen Untersuchungen haben sogenannte positive oder negative Dressurproben vorauszugehen, indem man das Versuchstier, je nachdem es auf bestimmte Reize reagiert, belohnt oder bestraft, um es dahin zu bringen, daß es auf den zu untersuchenden Reiz schließlich allein reagiert. Wie man dabei vorgeht, zeigt sehr gut eine von

dem bekannten Forscher Strieck mit blinden Gründlingen angestellte Versuchsreihe.

Strieck brachte den Tieren schnell bei, von einer Pinzette Stückchen Schabefleisch abzunehmen. Dann begannen die eigentlichen Versuche. Als Futter diente mit einer Zuckerlösung getränktes Fleisch. Dazwischen wurden aber Wattebäuschchen, die in Fleischsaft mit Salz-, Säure- oder Chininzusatz getaucht waren, den Tieren auf der Pinzette vorgehalten. Die Fische erhielten also stets den gleichen Fleischgeschmack bzw. -geruch, aber der Bissen war nur dann eßbar, wenn er süß war, während die drei anderen Geruchs- bzw. Geschmackseigenschaften stets etwas Ungenießbares ankündigten. Schon nach 14 Tagen nahmen die Fische nur noch das süße Fleisch. Als der Forscher soweit war, wurde den Tieren außer den in der gewohnten Weise vorbereiteten drei Wattebäuschchen auch noch ein vierter mit Zuckerlösung getränkter vorgehalten. Auf diesen reagierten sie durch begieriges Zuschnappen, worauf sie die Watte natürlich wieder ausspien, während sie die übrigen vollkommen links liegen liegen. Es kann danach als völlig erwiesen gelten, daß die Fische die vier Grundeigenschaften des menschlichen Geschmacks zu unterscheiden vermögen.

Auch bei den im Wasser lebenden Tieren dient die aus zwei grubenförmigen Vertiefungen in der Kopfhaut bestehende Nase zum Riechen, während die bei den Fischen in der Mundhöhle oder auch auf der Haut sitzenden Geschmacksbecher das Schmecken besorgen.

Geschmack und Geruchsvermögen sind auch bei den niederen Wassertieren von einander getrennt. Bei dem gelbgeränderten Wasserkäfer z. B. sitzen die entsprechenden Sinnesorgane in der Mundhöhle und an den Fühlern der Lippen und Backen, während die Riechorgane, wie auch bei anderen Insekten, sich an den — Fußsohlen befinden.

Untersuchungen bei Bienen haben die interessante Tatsache ergeben, daß manche uns süß schmeckende Stoffe für diese Tiere völlig geschmacklos sind. Nur durch Trauben-, Frucht- oder Malzzucker ließen sie sich dazu bringen, eine allzu stark verdünnte Rohrzuckerlösung anzunehmen. Den Grenzwert für das Wahrnehmungsvermögen der Bienen hinsichtlich Salz hat der bekannte Entomologe von Frisch auf folgende bemerkenswerte Weise ermittelt. Indem er feststellte, wie oft die Tiere ein Schälchen Zuckerwasser aufsuchen mußten, ehe es geleert war, und dann das Schälchen vor und nach Beendigung des Versuchs wog, stellte er fest, daß jede Biene jedesmal 0,055 Kubikzentimeter Flüssigkeit aufnahm. Ein Zusatz von ein wenig Salz verminderte diese Menge, während bei noch geringfügigerer Hinzusetzung wieder der normale Wert erreicht wurde. Auf diese Weise konnte der Gelehrte nachweisen, daß die Bienen eine 0,36-prozentige Salzlösung noch zu schmecken vermögen.

Interessant ist auch ein über den Geschmackssinn der Schmetterlinge durchgeführter Versuch. Bringt man einen Tagfalter nach längerer Nahrungsentziehung unter eine über einen Behälter mit Apfelsaft gestülpte Glasglocke, so entrollt er seine Rollzunge. Dies unterbleibt dagegen, wenn man dem Tiere die Fußsohlen mit Vaseline bestrichen hat. Berührt man jedoch die Spitze des zweiten Füßepaares des Falters mit einer Zuckerlösung, so wird die Rollzunge von neuem ausgestreckt, ein Beweis, daß hier die Geschmacksorgane des Schmetterlings sitzen. Man hat auch ermittelt, bis zu welchem Grade der Verdünnung bestimmte Stoffe von den Faltern noch geschmeckt werden, und zwar hat sich ergeben, daß die Tiere noch eine 0,002prozentige Rohrzuckerlösung wahrzunehmen vermögen, während dem Menschen kaum eine halbprozentige Lösung als süß erscheint. Ein neuer Beweis dafür, in wie hohem Maße gewisse, etwas geringschätzig als „niedere" bezeichnete Tiere hinsichtlich der Schärfe der Sinneswahrnehmungen dem sich so erhaben dünkenden Menschen überlegen sind.

So macht U. S. A. Reklame!

Der Prinz von Wales —

wenn er eine Dame wäre, würde nur Tompsons Korsett „Venus" tragen.

*

Hören Sie Paderewski

oder lassen Sie sich von Dr. Reißer Nr. 4000 Ocean Avenue einen Zahn ziehen. Es ist derselbe Genuß.

*

Wollt ihr 50 000 Dollar machen?

Dann brecht Arme, Beine, Rippen oder selbst das Genick, indem ihr unter einen Straßenbahnwagen oder sonst ein Gefährt geratet oder in einen offenen Aufzugschacht stürzt, und kommt zu mir, dem berühmten Advokaten, damit ich einen Schadenersatzprozeß von 50 000 Dollars aufwärts anstrenge und gewinne.

*

Lesen Sie diese Anzeige nicht!

sonst werfen Sie Ihre Schuhwichse sofort weg und verlangen nur noch Browns „Ideal", weil sie von den vielen besten die allerbeste ist!

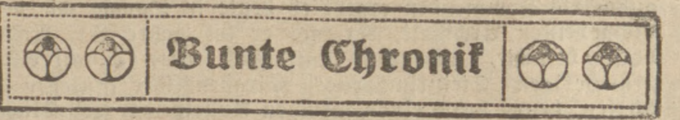
*

Ehefrauen, gestattet euren Männern nicht,

die pikante Operette:

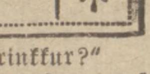
„Die süße Betty"

mit ihren 50 bezaubernden Choristinnen im „Gayety Theater" zu sehen. Es ist um so gefährlicher, als ein Sitz im Parkett nur 1,50 kostet!



* **Seltsame Kunstgläser.** Die Lust an symbolischen Darstellungen und originellen Spielereien ist ein Merkmal des Kunstgewerbes früherer Jahrhunderte. Dies zeigt sich auch bei Trinkgefäßen, Gebrauchsgegenständen, bei denen man dies wohl am wenigsten erwarten würde. Das Berliner Kunstgewerbemuseum besitzt in seiner Gläsersammlung eine Diana auf dem Hirsch, umgeben von Pferden, Jagdhunden und Reitern. Nimmt man den Kopf des silbernen Hirsches ab, so hat man ein Trinkgefäß vor sich. Es stammt aus dem Jahre 1610, ist Augsburger Arbeit und 35 Zentimeter hoch. In seinem Fußgestelle enthält es ein Uhrwerk, vermöge dessen sich das gefüllte Gefäß auf der Tafel fortbewegen konnte. Derjenige von den Gästen, auf den es zulief, mußte den Inhalt mit einem Zuge leeren. Recht beliebt waren auch Trinkhumpen in der Form von Stiefeln, und die Redensart, „der kann einen Stiefel vertragen", welche man heute noch in bezug auf trinkfeste Männer hören kann, mag aus dieser Zeit stammen. Auch Vexierkrüge, aus denen kein Unkundiger trinken konnte, ohne sich völlig zu begießen, waren sehr beliebt. Andere von diesen Vexierbechern waren so eingerichtet, daß sie wohl Wein, neben diesem aber auch Wasser enthielten. Wer nun den Kunstgriff nicht kannte, bekam beim Trinken stets nur Wasser in den Mund, obwohl er den Wein vor sich sah. Einige interessante Trinkgefäße werden auch im Berliner Hohenzollern-Museum verwahrt, und unter diesen fällt besonders eine vom Kurfürsten Georg Wilhelm im Jahre 1627 gestiftete silberne Muskete mit goldenem Lauf auf. Diese Muskete ist hohl und wurde auf dem Schlosse Neuhaus als Trinkgefäß verwendet. Seit 1639 lag neben der Muskete ein Buch auf, in welches sich jeder Zecher, der die Muskete geleert hatte, mit einem eigenartigen Trinkspruch eintragen mußte.

Lustige Rundschau



* **Erfolg.** „Bekommt Ihrer Gattin die Trinkkur?"
„Und ob! Die sprudelt jetzt die Worte nur so raus."

*

* **Unerfüllbares Verlangen.** Bursche: „Herr Leutnant, Sie müssen jetzt aufstehen; es ist schon acht Uhr!"
Leutnant: „Was, schon acht Uhr? Dummer Kerl, konntest du mir das nicht früher sagen?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.